

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Wiesbaden, 27. Juni 1906.

(Nachdruck verboten.)

Der Schwerpunkt der landwirtschaftlichen Verrichtungen im Juli liegt auf den Feldern. Es beginnt die eigentliche Ernte und auch die Bodenbearbeitung für die Herbstbestellung nimmt ihren Anfang.

Wie im vorigen Monat vor Beginn der Hedernte muß der Landwirt vor dem Beginn der Getreideernte darauf bedacht sein, alle übrigen Feldarbeiten zu beenden, damit dieselben nicht fließend wirken oder gar vernachlässigt werden müssen. Das zweite Bedenken der Rüben ist deshalb möglichst zu beschleunigen und das Behäufeln der Hackfrüchte und des Tabaks zu beendigen. Fein und Hauf sind zu jäten, Mais anzuhäufeln und zu setzen. Niedergegebener Mais muß aufgerichtet werden und ebenso die zu Samen bestimmten Rübenspflanzen. Die gestürzten Kleebäder sind im feuchten Zustande abzuwegen und die Bedeckung vorzusetzen. Bei der großen Hitze ist auf die Düngerbehandlung besondere Sorgfalt zu verwenden und ein fleißiges Begießen derselben nicht zu vernachlässigen.

Zu Anfang dieses Monats beginnt die Kaps- und Rüben-
ernte, welcher in der zweiten Hälfte des Monats Juli die Rog-
genenernte folgt. Hier ist der richtige Zeitpunkt zum Ernteb-
gann die Gelbbreife.

Der Roggen wird am besten gleich nach der Senje gebunden und in Mandeln oder Puppen zum Trocknen aufgestellt. Auch die Ernte der Sommergerste kann Ende Juli ihren Anfang nehmen. Man übergehe auch hier nicht die Gelbreiße, da bei längerem Warten leicht Wehren abbrechen. Waren die Felder stark mit Unkraut befaßt, so empfiehlt es sich, sofort nach der Ernte, am besten noch zwischen den Stiegenreihen, das Feld abzuweiden, eggen und glattzuwalzen. Die Unkraut samen kommen dann wieder zum Keimen und können nach 8-14 Wochen durch tüchtiges Eggen zerstört werden, wodurch aber auch wieder neue Unkräuter zum Auslaufen gebracht werden, die nach einigen Wochen die Winterfurche zerstört. Hier heißt es keine Zeit verlieren und vor allem auch den günstigsten Feuchtigkeitszustand des Bodens ausnützen, denn nach Entfernung der Feldfrucht ist der Boden natürlich mehr dem Austrocknen ausge setzt worden.

Ein Bedenken der Kartoffeln und Behauseln derselben wird sich noch nötig machen. Sehr frühe Sorten können bereits zur Ernte kommen. Zu früh geerntete Knollen lassen sich schlecht aufheben und sind auch der Gesundheit nicht zuträglich. Die volle Ausbreitung der Knollen ist erreicht, sobald sich deren Oberhaut nicht mehr abdrücken läßt. Brachselber werden nochmals gepflügt, wie auch die Felder zur Bestellung von Wintertraps in Ordnung gebracht. Die Stoppeln sind sofort zu stützen, Anjaat von Stoppel- und Zwischenfrüchten, wie Stoppel- oder Brachgraben, Senf, Buchweizen, Spörgel, Incarnat-Wee (für das nächste Frühjahr), von Gründüngungs- und Zwischenfrüchten, wie Buchweizen, Lupinen etc.

Im Hopfengarten werden die Arbeiten des vorigen Monats fortgesetzt.

Tabakbau. Wo im Tabakfelde Lücken vorhanden sind, können dieselben durch Nachsäen ausgebeßert werden; wo die Pflanzen dagegen günstig stehen, greife man zur Hacke und häufe die Erde um die Pflanzen etwas an.

Weinbau. Jetzt wird zum dritten Mal behaft. Man nehme diese Arbeit, wenn irgend möglich, bei recht trockener sonnigen Wetter vor, damit das Unkraut, welches bei Regenwetter gar zu gerne nach dem Behaden weiter wächst, zugrunde geht. Ende Juli spritzt man die Reben zum zweiten Mal gegen die Blattfleckkrankheit. Seigen Reben jetzt keinen so recht kräftigen Trieb, so düngt man dieselben mit Chillsalpeter und zwar verwendet man 100 Pfd. pro Sektar.

Im Keller gibt es nur die für die vergangenen Monate bereits angegebenen Arbeiten zu wiederholen. Man wird Ende des Monats aber bereits die Vorbereitungen für die heurige Saison treffen.

Im Obstkarten gibt es im Juli schon reichlich zu ernten. Der Juli ist der Hauptmonat für Kirichen. Als Hauptregel bei der Kirichenerte diene: Je besser und sorgsamer verpakt, desto höhere Erträge. Kirichen sollten auch nur in Körben von höchstens 25 Pfund Inhalt verpackt werden. Weiter reifen: Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Junibeeren, Kornelröschen und Verberiszen. Man pflückt die Früchte erst, wenn der Tau eingetrocknet, schonen möglichst dabei die Pflanzen. Ein Nachreifenlassen, wenn es auch nur von kurzer Dauer ist, verbessert meist den Geschmack der Früchte. Nach der Ernte sind die abgebrochenen und abgerissenen Zweige abzuschneiden und die Länder umzugraben. Noch können Stachelbeeren durch Ableger vermehrt werden. Die zu zahlreich erscheinenden Wurzelanläufer der Himbeer- und Brombeerfräucher sind bis auf 3 oder 4 zu entfernen. Mit dem Ausheben des Kernobstes wird begonnen; nachdem das Verebeln des Steinobstes beendet ist. Bei ganz trockener Witterung haben oft die Unterlagen nur wenig oder gar keinen Saft und muß diesem Falle der Boden tief beackert werden; auch ein Gießen der Pflanzen ist in den meisten Fällen von großem Vorteil. Dem gewöhnlich die Birnen am frühesten den Saft verlieren, so werden sie zuerst, d. h. vor den Äpfeln, osuliert. An den Bäumen mit diejährigen Obsttrieben werden die Rassen der Wildlinge unmittelbar über den Verebelungsstellen abgeschnitten und alle Wildtriebe an verebelten Pflanzen überhaupt unterdrückt. Man achte sorgfältig darauf, gut ausgewählte Stülker reifer zu bekommen, arbeite nur mit scharfem Messer und verbinde fest; Beachtung dieser drei Punkte sichert den Erfolg. Ist das Wetter warm und trocken, so setze man das Gelingen auf der Nordseite ein. Spalierobstbäumen und auch Hochstämmen welche überreich mit Früchten behangen sind, gebe man jetzt einen kräftigen Dungguss, da sonst die Bäume mehr ihre Früchte fallen lassen. Auch ein Begießen oder Bewässern der Bäume versäume man in diesem Monat nicht. Diese Arbeit lohnt sich sehr gut, doch muß man gründlich gießen oder gar nicht. An Spalierbäumen ist mit dem Einziehen der Fruchtzweige und der

Anbinden der Leittriebe fortzuführen. Man entipigt ihre Triebe, die Fruchtholz bilden sollen. Man kann sie auch über dem fünften Auge drehen. In mildem Klima reifen jetzt schon die ersten Frühhirnen und Abrisosen, die man etwas vor vollständiger Reife vom Baume nimmt, da sie bei der nachherigen Nachreife schwächer werden. An den Haselstämmen hat man mit Frühdorn überladene Äste aufzubinden oder zu stützen.

Gemüsegärten. Diejenigen Sommeren, welche am Ende des vorigen Monats noch nicht reif waren, sind jetzt aufzunehmen. Porree, Thonian und Majoran werden bepflanzt. Karotten, Herbstrüben, Winterrettige und Salat für den Herbst werden gesät. Gegen Ende des Monats macht man die Hauptfaat von Mörrischen oder Teltower Rüben. Mairüben und Sommerrettige zum Samenbau im künftigen Jahre sät man am besten in diesem Monat. Die frühesten, größten und ganz glatten Gurken werden zur Saat ausgesiehet und, um die Feuchtigkeit abzuhalten, auf Scherben gelegt. Sobald in diesem Monat Schalotten, Perlzwiebeln, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch anfallen, müssen sie ausgesonnen werden. Majoran, Thonian, Münze, Melisse und bergl. sind unmittelbar vor der Blüthe abzuschneiden und im Schatten zu trodnen. Alte Artichokenstöcke liefern von diesem Monate an ihre ersten Früchte; man muß sie daher oft durchgehen und die zeitigen abschneiden, aber ihnen nicht die Stengel über der Erde benehmen.

Geerntende Beete sind mit Blätterkohl (Winterkohl, Krauskohl), Rosenkohl, Winter-Endivien, Kohlrabi, Kappsalat und eventuell Fenchel zu bepflanzen. Auszusäen sind: Winterkohl, Herbststräußen, Zeltower Rüben, Frühsoorten von Buschbohnen, Spinat, Radieschen (Feldsalat), Rettich; Zeltower Rüben gedeihen nur in Sandboden. Das Gießen besorgt man am besten morgens und abends, zur lehtzer Zeit etwas stärker. Tritt nach dem Pflanzen eine anssöhnrende Hitze auf, so kann man bei Tage die Sehlänge durch Ueberstülpen von Blumentöpfen schützen, die abends entfernt werden. Alles Pflanzen geschehe nur in den Nachmittagsstunden und nie versäume man nach demselben ein starkes Gießen.

Für den Blumenfreund ist die Zeit der Okulation der Rosen gekommen. Doch erfordern auch die übrigen Blumen in diesem Monat reichlicher Aufmerksamkeit und Arbeit. An Reifen schneide man überflüssige Knospen aus, um die übrigen zu voller Blüte zu bringen. Immortellenartige Blumen sind jetzt abzuschneiden und zu trocknen, Verbenen sämlinge auszubpflanzen, ebenso alle zweijährigen Pflanzen zu säen, damit die Pflanzen bis zum Winter so groß sind, daß sie nicht notleiden; würde man im März schon anbauen, so könnte es vorkommen, daß einige schon im Späthier in Blüten kommen und dadurch zugrundegehen oder geschwächt im folgenden Jahre zurückbleiben. Es wird Zeit zum Anbau von Penjee, Silone, Moposie, Nelken, chinesischer Primel, Vincetoria, Calceolaria und ähnlicher. Man baut in einem Mistbeetkasten in alte gutverweste Komposterde an, deckt aber nicht mit Heu, sondern nur gegen die Sonne mit Schattendecken zu und pikirt, sobald die Pflänzchen groß genug dazu sind.

Alle Topfpflanzen sind nun fleißig zu begießen und da dieselben stark zehren, auch öfter zu düngen. Künstliche Düngemittel (sog. Nährsalze) in Wasser aufgelöst, Hornspähne mit Wasser übergossen und drei Wochen stehen gelassen, erfüllen den Zweck vollständig; man spritze viel morgens und abends und verwende dafür, wenn möglich nur Regenwasser. Wird der Topf im Verhältnis zur Pflanze zu klein, so verzieht man, besonders krautartige Pflanzen können einmalig verpflanzt werden, auch sehe man von Zeit zu Zeit nach, ob die Abzugslöcher nicht von Wurmern verstopft sind. Die Blumenzwiebeln werden gereinigt, gut etikettiert, sortiert und an kühlen, luftigen Orte aufbewahrt.

Im Viehstalle wird die Grünfütterung mit der nötigen Sorgfalt fortgesetzt und namentlich darauf geachtet, daß kein altes und überstandenes Futter gefüttert werden muß, welches stets Rüchische in der Milch erzeugt, wie z. B. altes Wiedfütter, wenn der zweite Aleschnitt noch nicht genügend herangewachsen ist. Als Zwischenfutter ist hier Infarnattlee sowie Spörgel in Verbindung mit Widen sehr zu empfehlen. Im Schafstalle beginnt jetzt die Sommerlammung und ist für die Lammische eine gute Weide in der Nähe des Stalles bereit zu halten, da die Lämmer erst auf entferntere Weiden gehen können, wenn die Fräutle herangewachsen sind.

Geflügelzucht. Die Brutzeit ist vorbei. Wer aber im Spätherbst noch junge Hähnchen und Nüchchen essen will, der setzt jetzt für diesen Zweck. Der aufmerksame Züchter darf aber auch in diesem Monat nicht ruhen. Die große Sommerhitze, die gewöhnlich im Juli vorherrscht, kann für das Geflügel, namentlich für die heranwachsenden Küken, recht gefährlich werden. Die Tiere haben beständig Durst, trinken viel Wasser und bekommen leicht Unterleibskrankheiten, namentlich Durchfall. Um dies zu verhüten, wirft man am besten ein Stück altes Eisen ins Trinkwasser und, wenn das Uebel kommt, ein paar Tropfen Arsenikum. Die Ställe müssen während der heißen Zeit besonders reinlich gehalten und oft desinfiziert werden. Die Küken sind im besten Wachstum begriffen und müssen täglich Knochen- und Fleischbildendes Futter mit einem Zusatz von Knochenmehl haben. Gänse und Truthühner werden auf die Stoppeln getrieben. Mit der Eierproduktion ist es in diesem Monat schwach bestellt. Eine Ausnahme macht allein das Perlhuhn, das gerade im Juli recht fleißig seine Schmuckfarben Eier legt. Gegen Ende des Monats beginnt bei manchen Hähnern schon die Mauser.

Der Kanarienvogel hat jetzt mit peinlichster Sorgfalt darauf zu achten, daß an heißen Tagen Futter, Eier und Weizen nicht sauer werden und daß das Trinkwasser nicht abgestanden oder faulig ist. Die jungen Kanarienvögel müssen jetzt spätestens in möglichst stille Räume untergebracht werden, damit sie nicht durch das Geschrei anderer Vögel zur Nachahmung häßlicher Töne verleitet werden.

Wienenzucht. Für den Sommer tritt jetzt eine etwas ruhigere Zeit ein, denn mit dem Zurückgehen der Sonnentracht geht auch die Schwärmezeit ihrem Ende allmählich entgegen. Die in diesem Monat noch fassenden Schwärme sollte man thätigst auf vollen Bau setzen, was besonders in Gegenden mit geringer Spätracht sehr zu empfehlen ist. Späte Schwärme, die in der letzten

Hälfte dieses Monats fallen, soht man am besten nicht mehr, um sie aufzustellen, sondern gibt sie einfach den alten Stöcken wieder zurück, so daß mit Mitte Juli die Schwarmzeit endgültig zum Abschluß kommt. Bei Nachschwärmen habe man sein Augenmerk auf die Befruchtung der jungen Königinnen, auf daß man Königinnen, die nicht befruchtet werden oder durch irgend einen Unfall zugrundegehen, rechtzeitig durch befruchtete ersetzen kann. Das Zusehen der Königin geschieht am besten unter dem Beisehender oder durch Thymianräucherung. In Gegenden, wo jetzt die Tracht aufhört, muß die Brut eingeschränkt werden, denn letztere vermehrt sich in trachtloser Zeit nur auf Kosten des Honigmagazins, wodurch der Wintervorrat ein ungenügendes werden kann. Auch die Drohnen müssen, sobald die Königinnen befruchtet sind, bei Seite geschafft werden, was am besten mittelst Drohnenfallen geschieht. Ist Honig auszuscheiden, so merke man, daß man im Raß keinen Fehlgriß tat, d. h. sich nicht verrechnet und mehr ausschleudert als dienlich ist, insofern dessen dann bei späterer Notsfütterung die Honigtafeln fehlen würden.

Jagd. Ende Juni bezw. anfangs Juli geht die Jagd auf Hirche und Damhirche aus und auch die maniere Gemse der Hochreviere verfällt zu Ende Juli (25.) dem Blei des Jägers. — Dem Freunde der Wasserschlag bieten Enten, und anderes Wasser- und Sumpfwild willkommenes Schauspiel, wie auch die Waldschneepfe, wenn sie noch zahlreich bei uns anwesend wäre, mit dem Monat Juli wieder sichtbar würde. Sonst sind von Federwild nur die Wildtaube und die Drosseln, genannt: Krammetsvögel, für den Jäger „vogelfrei“. Der Rebhock tritt in die Brunnst und springt auf den Blattrn.

Fischzucht. Die Streichteiche schätze man vor allem vor Enten und Gänzen, da diese hier beträchtlichen Schaden verursachen können. Ist die Bitterung andauernd heiß, so daß der Wasserpiegel der Fischeiche bedenklich zu sinken beginnt, so wässert man letztere oder beginne mit der Kottisheerei, Strebteiche können gefangen werden. Schleie haben Laichzeit.

Angelfischerei. Wegen der jetzt über und im Wasser zahlreich schwärmenden Fliegen, Insekten, Wasserspinnen etc. geben die Fische nicht so leicht an den Wurm und pflegt daher die Angelfischerei nicht so ergiebig auszufallen. Am erfolgreichsten ist noch im Juli die Fliegenfischerei. Notaugen geben gern auf Kasse (in Wasser gewechter Schweizerkäse), oder auf vergorenen Weizen.

* **Frankfurt a. M. Fruchtpreise**, mitgetheilt von der Preis-
 nützungsstelle der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frank-
 furt a. M. 25. Juni. Per 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach
 Qual., also Frankfurt a. M. Weizen, hiesiger, neuer, M. 19.00 bis
 19.10 2*, g. Roggen, hies., neuer, M. 17.60 bis 17.75 0*, Gerste
 Vieh- u. Füllger. M. — bis — 0*0g. Weizenaro. M. —
 bis — 0*0g. Hafer, hies., M. 17.96 bis 18.25 3*, Raps, hies.
 M. — bis — 0*0g. Preis M. 13.75 bis 13.80 2*, Preis
 Rapstro. M. 14.16 bis — 2*4g.

Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt u. d. durch folgende Abfassungen bezeichnet: 1* gefäßlos, 2* klein, 3* mittel, 4* groß.
* 5 Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abfassungen bezeichnet: 15 flau, 25 abwartend, 35 stetig, 45 fest, 55 sehr fest.

Mannheim, 22. Juni. Amtliche Notierung der dortigen Börse (eigene Doppelte). Weizen, 19.25 bis ——. Roggen, neuer, 17.70 bis ——. Gerste, — bis 18.00. Hafer, 17.50 bis 17.75. Raps 27.50 bis ——. Rals 13.55 bis —.

* **Freitag, 22. Juni.** (Offizielle Notierung). Weizen 19.40 bis 19.80, Roggen 17.00 bis 17.70, Gerste — bis —, Hafer 17.40 bis 17.90, Raps — bis —, Mais — bis —.

* **Die, 22. Juni.** Markt-Notierung. Weizen, roter, R. — bis —, weißer —, Roggen R 17 — bis —, Gerste R. —, Hafer (alter) M 0 — bis 0. —, (neuer) R. — bis —.

Kartoffeln. Frankfurt a. M., 25. Juni.	
Kartoffeln in Waggenladung, per 100 Kilo M.	5.25—5.40.
im Detailverkauf	6.50—7.00.

* **Frankfurt**, 25. Jan. Der heutige Viehmarkt war mit 497 Ochsen, 74 Bullen, 781 Rindern, Kindern u. Stieren, 267 Rälbern, 257 Schafe und Hammel 1572 Schweinen, 0 Ziegen, 0 Ziegenlämm. und 0 Schälldum. befrachten.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgewachsene höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 78—84 R., b. junge, fleischig, nicht ausgewachsene und ältere ausgewachsene 71—78 R., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 63—66, d. gering genährte jed. Alters 00—00 R. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtwerthes 70—72 R., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 68—69 R., c. gering genährte 00—00 R. Kälber und Häslein (Stiere u. Künder), a. hoch. Schlachtwerthes 72—74 R., b. vollfleischig, ausgewachsene Kälber höchsten Schlachtwerthes bis zu 1 Jahren 70—71 R., c. ältere ausgewachsene Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Häslein (Stiere u. Künder) 53—55 R., d. mäßig genährte Kühe u. Häslein (Stiere u. Künder) 00—00 R., e. gering genährte Kälber u. Häslein (Stiere u. Künder) 00—00 R. Rälber: a. feine Rast (Vollrost) u. beste Saugfäßer (Schlachtgewicht) 96—109 Pf., (Lebendgewicht) 57—60 R., b. mittlere Rast u. gute Saugfäßer (Schlachtgew.) 82 bis 88 Pf. (Lebendgew.) 48—52 R., c. geringe Saugfäßer (Schlachtgew.) 62—67 Pf. (Lebendgew.) —, —, d. ältere gering genährte Küber (Fresser) —, —, e. Schaf: a. Rothhämmer und jüngere Rothhämmer (Schlachtgew.) 78 bis 80 Pf., (Lebendgew.) —, —, b. ältere Rothhämmer (Schlachtgew.) —, —, c. (Lebendgew.) —, —, d. mäßig genährte Hämmer und Schafe (Mergschafe) (Schlachtgew.) 00—00 Pf. (Lebendgew.) —, —, Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgew.) 78—74 Pf. (Lebendgew.) 57 Pf., b. fleischig (Schlachtgewicht) 71—74, (Lebendgew.) 56 c. gering entwickelte, sowie Sauen und Ferk 63—67, d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00, 00.

Hen. u. Strohmärkte. Frankfurt, 22. Juni. (Antl. Notierung.)
Heu M. 3.20 bis 4.40. — Stroh M. 3.20 bis 3.60 per Zentner.
Obst. Bericht der Centralstelle für Obstverwertung Frankfurt a. M.
28. Juni 1906.

Die Erdbeerenernte ist im vollen Gange. Große Angebote in Zweifelhäusern bereits jetzt vor.

Die Beirte betrugen in der vergangenen Woche: Rischen 1. Qual. Wt. 23—38, 2. Qual. Wt. 15—18, grüne Stachelbeeren Wt. 11—15 Erdbeeren 1. Qual. Wt. 40—50, 2. Qual. Wt. 28—35 per Ztr. Cronberger Erdbeeren per Pfd. 60 Pfg.

Die Preisnotirungs-Kommission.



Nr. 146,

Mittwoch, den 27. Juni 1906.

21. Jahrgang

Senta Wolfsburg.

Roman von Elisabeth Borchart.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

Die Gegenwart Fräulein von Ruperts beim Mittagessen wirkte denn auch so erlöstend auf ihr warm pulsierendes Blut, daß ihr Dank viel tühler ausfiel, als sie beabsichtigt hatte.

Graf Maximilian ging denn auch darüber hinweg zur Tagesordnung über. Nur so beiläufig fragte er, ob sie wirklich geglaubt habe, er hätte ihre Möbel ohne ihr Wissen und Willen verkauft. „Dazu hatte ich weder ein Recht noch die Absicht. Die Möbel sind dein Eigentum, und wenn ich sie herbeschaffen ließ, so war das nur in der Ordnung.“

Somit wies er jedes Verdienst seinerseits ab. Er sagte nichts davon, daß er ihr habe eine Freude bereiten wollen. Die Angelegenheit schien für ihn vollständig erledigt zu sein; er erwähnte ihrer nicht mehr, und die Unterhaltung trug einen allgemeinen Charakter.

Nur in Sentas Wesen machte sich die frohe Stimmung bemerkbar. Sie sprach lebhafter als sonst und lachte sogar ab und zu ein glöckchenhelles, melodisches Lachen.

Am Nachmittag kam Ruth, um der Freundin zu gratulieren, später fuhren auch, sehr zum Staunen Sentas, Gräfin Arenberg und die Rusinen vor.

Ihren Geburtstag von dieser Seite beachtet zu sehen, hätte sie niemals erwartet. Tante Karla hatte sie bei jeder Gelegenheit ihren Hochmut und ihre Geringschätzung fühlen lassen, desgleichen die Rusinen. Heute befand sie sich in so glücklicher Stimmung, daß ihr selbst der obligate Dankfluß nicht schwer fiel und daß sie eine kränkende Bemerkung über ihre bereits abgelegte Trauer und das weiße Kleid vollständig überhörte.

Sie führte Ruth und die Rusinen freudestrahlend in ihr neues Zimmer und zeigte ihnen die alten Möbel aus dem Elternhause. Während Ruth der Freundin bewegt die Hand drückte und ein reges Interesse an jedem Gegenstand, der Senta lieb war, kund gab, rümpften die Rusinen verächtlich die feinen Näschen.

„Solch' altes Gerümpel hätte auch besser in die Kumpelkammer gehört,“ sagte Asta, die Senta am wenigsten zugetan war. Senta ließ sich jedoch von der ihr bereits bekannten Art der Rusinen nicht anstecken und hörte kaum auf ihre wegwerfenden Nebenarten.

Sie fühlte sich zum erstenmal, seit sie auf der Wolfsburg war, heute so ungetrübt glücklich, froh und dankbar. Und wer achtet auf Kleinlichkeiten und gehässige Gefinnungen seiner Mitmenschen, wenn das große Ganze auf das Gemüt einwirkt und etwas Zubelebendes die junge Brust zu sprengen droht!

Als die Arenberger — Onkel Arenberg war zu Pferde nachgekommen und hatte Senta in herzlicher Weise beglückwünscht — nach dem Abendessen fortgefahren waren und auch Ruth heimgegangen war, trat Senta noch einmal hinaus auf die Veranda vor dem Schlosse. Fräulein von Rupert war hineingegangen, um den Dienern einige nötige Anweisungen zu geben. Senta lehnte sich an die Brüstung und sah zum Himmel auf. Er war noch hell, und die Sterne waren noch nicht zum Vor-

schein gekommen. Nur der Abendstern stand in seiner ganzen Pracht klar und leuchtend am Horizont.

Mit Tränen hatte sie den heutigen Tag begonnen — sollten wehmütige Erinnerungen ihn beschließen?

Da hörte sie Schritte. Sie sah sich um, und das Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf. Neben ihr stand der Onkel und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Bist du befriedigt, mein Kind?“

„Onkel Maximilian — ich — ich“ —

Sie kam nicht weiter. Fräulein von Rupert war unversehens aus der Tür getreten und stand nun neben ihnen. Ihr Gesicht trug einen rätselhaften Ausdruck. Sie fragte mit lächelnder Miene, ob der Herr Graf noch Wünsche für sie habe.

Graf Wolfsburg, dessen Hand längst von Sentas Schuftern geglitten war, verneigte sich höflich dankend, dann wünschte er beiden Damen gute Nacht und ging ins Schloß zurück.

„Wollen Sie noch draußen bleiben, liebe Senta?“ wandte sich Fräulein von Rupert jetzt an Senta. „Es ist ein köstlicher Abend, und ich leiste Ihnen gern Gesellschaft.“

„Nein, danke, ich bin müde und möchte lieber schlafen gehen.“

„Nun, wie Sie wollen.“ Ein eigentümlicher, beinahe sarkastischer Ton lag in ihrer Stimme.

Senta empfand ihn, ohne zu wissen, was es bedeutete; aber sie fühlte, daß ihre Abneigung gegen die Dame in diesem Augenblicke stärker war denn je. Sie wandte sich der Tür zu, und Fräulein von Rupert folgte ihr kaltlachend.

Eine Woche später, an einem sonnenhellen Julimorgen, schlenderte Senta durch den Park. Die Unterrichtsstunde, die sie heute ausnahmsweise nur von 8—9 Uhr gehabt hatte, war vorüber, und Fräulein von Rupert hatte sie beurlaubt, das heißt, sie hatte gesagt, daß sie wichtige Angelegenheiten zu ordnen und Briefe zu schreiben habe. Senta möge deshalb nach ihrem eigenen Geschmack den Vormittag zubringen.

Welchem Umstande sie solche Freiheit zu verdanken hatte, wußte sie nicht, aber sie freute sich darüber. Trotz aller Lebenswürdigkeit, die die Hausdame ihr erzeugte, konnte sie doch das bedrückende Gefühl des Beobachtetwerdens nie recht los werden. Ihrer offenen Natur war das gerade zuwider. Heute fühlte sie sich zum erstenmal frei davon, und sie beschloß in echt jugendlichem Uebermut, einen recht ausgiebigen Gebrauch von ihrer Freiheit zu machen und den Vormittag dazu zu benutzen, endlich einmal wieder auf die geliebten Berge zu klettern. Zwar hatte man ihr die einsamen Streifzüge außerhalb des Parks untersagt, und sie erinnerte sich noch ganz genau jenes Mittagessens, wo Onkel Maximilian ihr auf Fräulein von Ruperts Anregung in kurzen Worten erklärte, daß er eine Wiederholung derselben nicht wünsche.

Heute war der Onkel jedoch schon früh ausgeritten auf sein Jagdschloß Rohrschach und wollte erst am Abend wieder zurück sein. Das Verbotene besaß nun einmal einen besonderen Reiz, und hauptsächlich Naturen, die einen starken eigenen Willen

haben, lehnen sich gegen dessen Beeinträchtigung gern auf. Es ergeht ihnen wie edlen Vollbluthengsten: sie können auch nicht in der Kandare gehen.

Senta wählte ohne Gewissensbisse den Weg, der zum Park hinaus an den Fuß des Fichtenberges führte, und von hier aus begann sie den Aufstieg auf schmale Pfade. Er bot so viel des Schönen und Romantischen, daß sie in dem Genuß schwelgte. Bald ging es durch dunklen, duftenden Tannenwald, bald an hoher Felswand vorüber.

Sie mochte über eine Stunde gestiegen sein, als sie endlich Halt machte, um sich auszuruhen. Sie legte sich auf den weichen, moosigen Waldboden, verschränkte die Arme unter dem Kopf und träumte lächelnde, verlockende Zukunftsbilder.

So schön dieses Träumen war, so machte sie ihm doch nach einer Weile ein Ende. Sie durfte sich nicht zu lange verweilen und das Heimgehen nicht vergessen.

Doch vergeblich suchte sie den Weg, den sie vorhin gekommen war. Sie hatte ihn vorhin verlassen, um sich ein gemütliches Ruheplätzchen zu suchen, aber sie hatte nicht geglaubt, daß sie so weit von ihm abgekommen war. Sie ging kreuz und quer . . . nirgends zeigte sich ein Weg, nur Bäume, grüner Waldboden und dichtes Unterholz.

„Run, das kann gut werden, finde ich den Weg nach der Wolfzburg nicht zurück,“ lachte sie. Allmählich aber verstummte ihr Lachen, ja, als sie eine halbe Stunde umhergeirrt war, ohne einen Weg zu finden, und der Wald nur immer dichter wurde, da sank ihr froher Mut ganz erheblich. Es war doch kein angenehmes Gefühl und kein beglückender Gedanke, vielleicht die Nacht hier zubringen zu müssen, während unten der Onkel sich um sie sorgte. Und wie sollte man sie hier finden, wenn man sie suchen ging? . . . Wer würde sie gerade hier an dieser Stelle suchen, wo Berg und Wald sich meilenweit erstreckten?

Sie raffte allen Mut zusammen und ging beherzt weiter, immer der Richtung nach, wo sie die Wolfzburg liegen glaubte. Und schon zog ein Hoffnungsstrahl durch ihre Brust, als sie es plötzlich hell durch die Bäume schimmern sah. Beim Näherkommen jedoch zeigte sich der helle Streifen, den sie für einen Weg gehalten hatte, als ein ziemlich breiter, wildströmender Gebirgsbach. Das war ein unvorhergesehenes Hindernis, das war ein mächtig gebietendes Halt. — Was tun? Die Schuhe und Strümpfe ausziehen und hindurchwaten? Davor schreckte sie nicht zurück, aber wie konnte sie wissen, ob drüben der richtige Weg war?

„Hallo — ho — hallo!“

Sie ließ ihre Stimme erschallen in der Hoffnung, daß vielleicht ein menschliches Wesen in der Nähe wäre. Aber soweit auch ihr Ruf drang, niemand antwortete ihr. Da lehnte sie sich mutlos und ermattet an einen Baum und die Neue beschlich sie. Sie hätte doch dem Gebot Onkel Maximilians folgen und sich nicht so weit allein hinauswagen sollen. Das war nun die Strafe.

Eine bange halbe Stunde verfloss. In kurzen Zwischenräumen ließ sie immer wieder ihr Hallo erschallen, doch immer vergebens. Das Schlagen ihres Herzens, die bange, zitternde Angst machte einer tiefen Resignation Platz. Wo waren die stolzen Träume und Zukunftsbilder, die sie vorhin gesponnen hatte? Senta Wolfzburg sollte nie ein Stern am Himmel der Kunst werden, ihr junges Leben sollte früh enden.

„Hallo — ho — ho!“

Wie ein Schmerzensschrei klang es.

„Ho — ho — ho!“

Wie elektrifiziert wandte Senta sich um. Ihr Ruf war von einer kräftigen Männerstimme beantwortet worden. Vor Freude außer sich, faltete sie die Hände, und noch einmal rief sie laut, um die Richtung anzugeben:

„Ho — ho, hier!“

Von jenseits des Baches schritt aus den Bäumen ein Mann hervor und Senta erschrak trotz ihrer Freude. Kein anderer als Onkel Maximilian war es, der sich schnellen Schrittes näherte. Er war im Jagdanzug und trug das Jagdgewehr über der Schulter.

Sich gerade von ihm hier dem Verbotenen ertappen lassen und gerade von ihm Hilfe dafür begehren zu müssen, kam ihrem Stolz schwer an.

Graf Wolfzburg mußte sie jetzt erkannt haben, er machte eine Bewegung des Staunens.

„Senta, du bist's? Kind, wie kommst du allein hierher?“ rief er hinüber.

„Ich verirrete mich, Onkel Maximilian — und — kann den Weg nicht zurückfinden,“ gestand sie ein wenig zögernd.

„Wo ist denn Fräulein von Rupert geblieben?“

„Fräulein von Rupert kam nicht mit.“

„Wie? Sie ließ dich allein oben?“

„Sie weiß nichts davon, daß ich hierherging.“

„Um — so — du sagtest es ihr nicht, weil du wußtest, daß diese einsamen Streifereien gegen ihren und meinen Wunsch sind?“

Eine dunkle Röte schoß in Sentas Wangen; sie senkte den Blick zu Boden und antwortete nicht.

„Und nun erwartest du von mir?“ — fuhr er fort, „daß ich dich zur Belohnung auf den rechten Weg führe?“

Jetzt sah sie schnell auf.

„Ja, Onkel Maximilian.“

Diese feste Zuversicht entlockte ihm ein Räuspern.

„Der Weg nach der Wolfzburg führt nur diesseits des Baches — du wirst dich also wohl oder übel zu mir bemühen müssen.“

Seine Stimme hatte einen eigenen Klang; Senta wußte nicht, ob er im Ernst oder Scherz sprach.

„Durch den Bach?“ fragte sie.

„Freilich — es führt kein anderer Weg.“ —

„Nach Rüdnach,“ fiel sie lachend ein. „Gut ich werde kommen.“

„Halt — mach keine Torheiten, Kind. Der Bach ist viel zu tief und reißend für eine junge Dame.“

„Ja, aber — wie soll ich denn nach Hause kommen?“

„Warte — ich werde dir helfen.“

Graf Wolfzburg nahm mit kurzem Entschluß sein Gewehr von der Schulter, lehnte es an einen Baum und stieg das Steingeröll hinab in den Bach. Das Wasser reichte ihm gerade bis an den Rand seiner hohen Jagdstiefel.

Senta beobachtete schweigend und mit Staunen diese Manipulation.

Jetzt hatte er das andere Ufer erreicht und stand neben ihr.

„So — töriches Kind — komm, ich trage dich hinüber.“

„Du, Onkel Maximilian?“ fragte sie bebend.

„Gewiß — warum nicht? — Vertrau' du meiner Kraft so wenig oder glaubst du, daß ich dich nicht sicher hinüberbrächte?“

„O nein, nein — beides nicht.“

„Run, also“ —

Es durchzuckte sie seltsam, als er sie emporhob mit einer Leichtigkeit, als sei sie ein Kind, aber sie ließ es widerstandslos geschehen.

„Lege deine Arme fest um meinen Hals — noch fester — so — das bietet für dich und mich mehr Halt.“

Vorsichtig und langsam stieg er mit seiner Last in das Bett des Baches zurück, und ebenso vorsichtig, immer große Steine suchend, durchwatete er das Wasser, das in wildem Lauf hoch an ihm aufsprühte.

Senta ruhte zitternd an seiner Schulter, die Arme seiner Weisung gemäß um seinen Hals gelegt. Sein Kopf berührte zuweilen ihren Körper, und sie fühlte, wie schnell sein Atem ging. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen.

Endlich war das Ufer erreicht. Er stieg hinauf und legte seine Last ab.

Sein Gesicht war gerötet und sein Atem ging noch immer heftig. Er nahm den Hut ab und trocknete sich den Schweiß.

„Ich war dir eine schwere Last,“ sagte sie verlegen.

„Du?“ Er lachte und schüttelte den Kopf. „Ich könnte dich meilenweit tragen, ohne eine Last zu spüren. — Nun folge mir, ich werde dich den richtigen Weg nach der Wolfzburg führen.“

Er nahm sein Gewehr wieder über die Schulter und so schritten sie eine Weile schweigend nebeneinander her.

„Gib mir das Versprechen, dich nicht wieder so weit allein hinauszuwagen, Senta“ — sagte er jetzt. „Diesmal hat dich ein glücklicher Zufall in die Nähe meines Jagdgeländes geführt, aber du könntest dich einmal wirklich verirren, wo kein Mensch dich wiederfindet. — Versprichst du es mir?“

„Ja — zürst du mir?“

„Aber nein — nein — ich — halt, Kind, du fällst.“

Er griff nach ihrem Arm und zog sie von dem Abgrund zurück, dessen Rand sie so nahe war, daß es nur eines Fehltritts bedurfte, um hinunterzustürzen.

„Bleibe an meiner Seite und gib mir deinen Arm, so gehst du sicherer.“

Der Weg wurde jetzt sehr schmal und steil und war von Steinen übersät.

Er zog sie näher zu sich heran und führte sie sorgsam, damit sie auf den spizen Steinen mit ihren feinen Stiefeln nicht ausglitt.

„Hast du dich sehr geängstigt, als du vorhin den Weg nicht mehr zurückfandest?“ fragte er nach kurzer Pause und beugte sich ein wenig zu ihr herab.

„Zuletzt wohl, als ich bereits eine Stunde lang vergebens umhergeirrt war.“

(Fortsetzung folgt.)



Schiller und die Rekruten. Der Breslauer Stabsarzt Dr. Ernst Rudenwalbt veröffentlichte unlängst statistische Untersuchungen über die geistigen Fähigkeiten von 174 Rekruten, denen er verschiedene Fragen vorgelegt hat. Die Ergebnisse dieser Fragen, soweit sie sich auf Schiller beziehen, waren folgende. Für die Popularität des großen Nationaldichters spricht eine Antwort auf die Frage, was ein Dichter sei: „Ein Dichter ist ein Schiller“. Fünfmal wurde Schiller statt Schiller gesagt. Goethes Namen hatten 25 Prozent nie gehört, Schillers Namen dagegen kannten 154 von den 174 Rekruten. Auf die Frage, wann lebte Schiller? nannten 13 ein Jahr, das in seine Lebenszeit fällt, 64 gaben eine falsche Antwort, 97 blieben jede Antwort schuldig. Unter den falschen Antworten nannten 22 das 16. Jahrhundert, 9 die Befreiungskriege, 4 um 1700, 2 die Zeit des Großen Kurfürsten, 2 den Dreißigjährigen Krieg, 2 die Zeit Luthers. Andere Antworten lauteten: 1870/71, gestorben 1888, vor mehreren Jahren, im Mittelalter, dann wahllose Jahreszahlen. Einer sagte: „Der hat auch beim Militär gedient.“ Schiller war für den einen ein Offizier, für einen anderen ein Buchdrucker. Die Frage: „Nennen Sie mir Werke von Schiller“ wurde mit 21 richtigen, 30 falschen Angaben beantwortet, während 123 gar nichts zu sagen wußten. 20 nannten die Glocke. Unter den falschen Antworten seien folgende herausgehoben: 5 sagten „Kirchliche Lieder“, 5 „Lesebücher“; dann „Es braust ein Ruf“, „Lammhäuser“, „Fabeln“, „Heiß war der Tag“, „Heiß die im Siegertranz“, „Der Glockenguß zu Breslau“, „Eine feste Burg ist unser Gott“, „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, „Schwäbische Kunde“, „Jesum, meine Zubericht“, „Gebet während der Schlacht“, „Ich hab' mich ergeben“, patriotische Lieder, Volkslieder, Lesebücher.

Die Schauspielertruppen in der Provinz werden von Pierre Véber im „Newyork Herald“ ganz amüsant geschildert: „Die Tournée-Truppe“, schreibt er, „umfaßt zwei Schauspielercategorien. Da ist zunächst der „Stern“, Mann oder Frau. Gewöhnlich hat der „Stern“ das Stüd, das er nun in die Provinz schleppt, auch kreiert. Sein Name prangt am Kopfe des Theaterzettels über der Brette. Manchmal gibt es zwei „Sterne“. In solchem Falle ist die Tournée eine wahre wandernde Hölle, da die Truppe sich in zwei Lager teilt, die sich unaufhörlich beschleiden. Der „Stern“ schleppt stets seine Hälfte wie einen Schwanz mit sich herum, steigt mit zwei oder drei Freunden im besten Hotel ab und bringt ein ganzes Kofferlager mit. Neben dem „Stern“ und seinem Anhang lebt bescheiden das niedere Gefinde, die Schauspieler, die Paris nicht kennt oder nicht mehr kennt, und die einzig und allein von solchen Provinzfahrten leben. Sie hausen in kleinen Kämmerchen, fahren in der dritten Klasse und tragen sich ihre Dienstmädchenkörbe selbst zum Bahnhof. Sie spielen vom Morgen bis zum Abend Karten. Es kommt manchmal vor, daß man vor dem Essen eine Stunde frei hat. Der „Stern“ und sein Anhang nehmen dann sofort einen Wagen und besichtigen die Domkirche, das Museum, das Lager Cäsars und die Festungswälle. Das niedere Gefinde spielt inzwischen Karten im Kaffeehaus und verschickt Ansichtskarten. Man kann die ungeheure Zahl von Ansichtskarten, die eine auch nur 40 Tage dauernde Tournée verschickt, gar nicht ausdenken. Wenn die Tournée in einem Seebade spielt, nehmen der „Stern“ und sein Anhang täglich ihr Bad; nach der Vorstellung verlieren sie rasch noch 20 Fr. beim Mößli-Spiel, anstatt schlafen zu gehen. Da es der Traum eines jeden Schauspielers ist, für einen von seinen Renten lebenden Mann aus den vornehmen Kreisen gehalten zu werden, gehen die in den Seebädern spielenden Schauspieler in Strandkostümen aus, wie man sie nur in der Comédie Française sieht; manchmal tragen sie auch Nachtmützen mit der Flagge irgend einer hypothetischen Nacht. Eine Tournée dauert 40 bis 100 Tage; während dieser Zeit spielen die Künstler unaufhörlich, springen von einem Zug in den andern, packen die Koffer aus und wieder ein; die Anziehungskraft dieses aberkühnen Lebens ist aber so groß, daß von hundert Pariser Schauspielern wenigstens sechzig ihre Ferien als Baganten in den Provinzen Frankreichs verbringen . . .“



Musik der Erde und des Wassers. Auch die Erde hat eine ihr innewohnende Musik. Was für ein feiner, gebrochlicher und zart durchdringender Ton tönt nicht aus einem fein geschliffenen Glase; wie ein helles Stimmchen klingt es, wenn man an gutes Porzellan klopft. Die Meister in der Kunst des Porzellans, die Chinesen, haben auch die musikalische Bewertung gewisser feiner Arten von Erde und Steinen allein ausgebildet. Sie nehmen besonders feine Erde und reinigen sie noch durch Waschen in verschiedenen Bassern, bis die Erde schließlich die Form eines flüssigen Schlammes hat. Dann wird dieser Schlamm auf zwei Eier, ein Gänse- und ein Hühnerei, aufgetragen, bis der Schlamm sich auf der Eischale festgesetzt hat. Ist der Schlamm hart geworden, dann wird das Ei zerbrochen und herausgenommen, und es bleibt nur noch die Eiform in dem Erdschlamm zurück. Die Öffnung wird dann für den Mund erweitert und fünf Löcher, drei vorn und zwei hinten, in die Erde gebohrt. Dann ist das Blasinstrument fertig, dem die Chinesen die fünf Töne ihrer Tonleiter zu entlocken wissen, und daraus entsteht jene „Musik der Erde“, deren „harmonische Klänge die Ohren der Mädchen umschmeicheln und süßer tönen als der Gesang der Nachtigall“. Doch kennen die Söhne des himmlischen Reiches auch „musikalische Steine“, die sie aus der Erde ausgraben und aus denen sie große Instrumente und Orgeln verfertigen. Ein solches Instrument, wenn es von einem geschickten Musiker gespielt wird, hat einen sehr schönen vollen Ton. Die Steine werden an ganz bestimmten Stellen, hauptsächlich an den Ufern des Flusses Yu, gesammelt und mit großer Sorgfalt ausgewählt. Indem man ein kleines Stüd abschlägt oder sonst eine Veränderung vornimmt, weiß man den Ton des Steines zu variieren. Gewöhnlich sind es schmucklose viereckige Steine von allen Farben; bei schönen Instrumenten sind sie aber auch zu phantastischen Gebilden umgestaltet, zu Herzen, Fischen, Gloden, Gesichtern u. Die Steine hängen an langen Gerüsten, jeder Stein repräsentiert einen Ton der Tonleiter. Der Spielende schreitet mit einem kleinen Hammer entlang und schlägt den Stein an, der den zur Melodie notwendigen Ton hervorbringt. Das wird mit größter Sorgfalt und Geschicklichkeit ausgeführt, und weit berühmter ist im ganzen Reich der Mitte der helle süßtönende Klang und die liebliche Stimme der „musikalischen Steine“. Auch das Wasser hat seine Melodien und Gesänge. So haben einige Indianerstämme Nordamerikas Wassertrommeln erfunden, durch die sie klatschende Töne zu erzeugen vermochten. Wie das Spritzen und Klatschen des Wassers, so entzückt auch das Brausen und Rischen des Wasserfalles das Ohr des Naturmenschen. So haben sie auch Instrumente erfunden, die aus zwei Schalen bestehen, von denen die eine das Wasser in die andere strömen läßt, worauf der Strom sich wieder in die erste ergießt. Nichts ist wohlthuender, als das gleichmäßige Fallen eines Wasserstrahles. Das haben schon die alten Griechen gewußt, als sie in dem gleichmäßigen Tropfenfall der Wasseruhr die Stunden verträumten. Auch von einem Spiel wird berichtet, durch das die alten Griechen sich am Klang der fallenden Wasser ergötzen. In der Mitte eines Saales stand ein Wasserbassin, und in dieses ergoß jeder Mitspielende sein mit Wasser gefülltes Gefäß. Es war eine viel geübte Geschicklichkeit, in möglichst rundem Bogen und sanftem Fall den Strahl sich ergießen zu lassen, und es bestand ein edler Wettstreit, wessen Gefäß im schönsten Schwunge und mit dem süßesten Gesänge sich in das Bassin ergossen habe. Man bezeichnete dieses Spiel mit dem Namen Kottabos.

Vermögen für Tulpenweibeln. Vor kurzem bezahlte ein Herr aus Tarrytown im Staate Newyork 80 000 Mk. für ein einziges Exemplar einer neuen Nesselart. Die Nessel stammte von der Lawson Nessel, aber sie hatte gewisse Besonderheiten, die der Elternstock nicht besaß. Von ähnlichen Verläufen ist in den letzten Jahren öfters berichtet worden; aber sie sind nur selten im Vergleich zu der „Tulpenmanie“, die im siebzehnten Jahrhundert in Holland herrschte und von der die Gonschold Words mancherlei Interessantes erzählen. Damals brachten einzelne Zwiebeln ungeheure Summen. Reiche Leute mußten unbedingt eine Tulpenammlung haben.

Der Preis einzelner Zwiebeln stieg höher als der der Edelmetalle; die Archive von Alkmaar zeigen, daß eine Zwiebel, der „Bizekönig“ genannt, für 4203 Gulden verkauft wurde. Die Sucht, Tulpen zu besitzen, nahm unglaubliche Dimensionen an und ergriff alle Klassen der Bevölkerung in höchstem Maße. Ein Kaufmann aus Haarlem gab sein halbes Vermögen für eine Pflanze aus, nur um sie seinen Freunden und Bekannten zeigen zu können. Am wertvollsten war die Art „Semper Augustus“, von der es zu einer Zeit nur zwei Exemplare, eines in Amsterdam und eines in Harlem, gab. Natürlich wollte man gern eins von beiden besitzen; ein unternehmender Mann bot zwölf Acres Bauland für die Tulpe in Haarlem. Für die Amsterdamer bezahlte der Käufer 4600 Gulden, einen neuen Wagen, ein Paar Pferde und ein Geschirr. Für einzelne Zwiebeln der Varietät Bizekönig wurden vier fette Ochsen, acht fette Schweine, zwölf fette Schafe, vier Last Roggen, ein Anzug und dergl. gezahlt. Solche und ähnliche Tauschgeschäfte wurden öfter vorgenommen. Das Interesse war so groß und die Leute verfuhrten dabei so geschäftsmäßig, daß im Jahre 1636 auf den Börsen verschiedener großer Städte Märkte, eingerichtet wurden; allmählich begann man zu spekulieren, und es dauerte nicht lange, so waren einige „Tulpenjobber“ plötzlich reich geworden. Das Fieber ergriff alle Schichten der Gesellschaft: vom Adligen herab bis zum Schornsteinfeger handelte jeder in Tulpenzwiebeln. Alle Besitztümer wurden in bares Geld verwandelt, oft mit großem Verlust, und mit dem Gelde wurde auf den Tulpenmärkten spekuliert. Dieser Zustand hielt aber nicht lange an; es kam ein großer Krach, Hunderte verarmten völlig, und „mancher Vertreter eines edlen Geschlechts sah das Glück seines Hauses zerfließen“. Die Regierung sollte intervenieren, aber sie konnte auch keine befriedigende Lösung finden. Natürlich verbreitete sich die Manie auch nach England, aber nur in beschränktem Maße. Die Zwiebeln wurden an der Londoner Börse verkauft, aber die Jobber konnten trotz aller ihrer Anstrengungen keine außerordentlichen Preise erzielen. Aber noch im Jahre 1835 brachte eine Zwiebel auf einer Auktion in London 1500 Mk., und eine andere war von einem Gärtner im Katalog mit 4300 Mk. angeführt. Infolge der Tulpenmanie in Holland kam es auch manchmal zu komischen Zwischenfällen. Ein Matrose bekam einmal zum Frühstück einen Bückling geschenkt und steckte eine Zwiebel, die er auf dem Ladentisch liegen sah, in die Tasche, um sie dazu zu verzehren. Als der Besitzer seine Zwiebel vermißte, die nebenbei einen Wert von 5600 Mk. besaß, herrschte große Aufregung im Laden, bis schließlich der Verdacht auf den Matrosen fiel. Der Kaufmann eilte zum Schiff, aber er konnte nur noch den letzten Bissen der Zwiebel im Munde des Matrosen verschwinden sehen. Der arme Kerl mußte

jedoch mehrere Monate im Gefängnis zubringen, weil er ein so kostspieliges Frühstück verzehrt hatte.



Bumm.

Nicht am Platze. Tante: „Ich finde das sehr ungehörig, Elise, daß du dich von Herrn Fischer küssen liebst.“

Elise: „Aber Tante, er hat mir nur eben die Nasenspitze berührt.“

Tante: „Es war aber gar nicht am Platze, meine Liebe.“

Elise: „Ja, das wußte er selbst, daß das nicht der richtige Platz war, aber du überraschest uns auch so plötzlich, Tante.“

Bauernlogik.



Bauer (dem beim Gutsherrn Austern vorgesetzt worden): „Satra, das Zeug schmeckt so dumm, als ob's was ganz feines wär!“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Viel Meinung bringt Einung.

! Achtung !

Schuhwaren,

reiche Auswahl in allen Sorten, Farben, Qualitäten u. Größen, zu staunend bill. Preisen findet man

Marktstr. 22, 1.

Rein Laden. 3088 Tel. 1894

Elzerhof.

**Schönster Weingarten
in Mainz.**

**Erstklassiges
Familien-
Restaurant**

mit kleinen Preisen, 1674
Bahnhofstraße,
nahe Gr. Bleiche.

Alleinverkauf der

Universal-Leibbinde „Monopol“

nach Dr. Ostertag.

Unverschiebbar, nicht rutschend, leicht und angenehm zu tragen.

In ärztlichen Kreisen allgemein anerkannt als bestes Mittel zur Verhütung und Heilung des „Hängeleibes“ u. seiner Folgezustände, wie: „Verlagerung der Unterleibsorgane — Wanderleber — Wanderniere“ etc. etc. — Zweckmäßigste Leibbinde, die sowohl vor der Geburt als Umstandsbinde als auch nach der Geburt zur Wiederherstellung der Figur getragen wird.

NB. Man verlange ausdrücklich „Dr. Ostertags Monopolleibbinde!“

Ferner: **Teufels Leibbinden,**

bekannt durch ihren anatomisch richtigen Schnitt und guten Sitz, in allen Größen von Mk. 3.— bis Mk. 11.—. Andere bewährte Systeme von Mk. 1.25 an. — Weibliche aufmerksame Bedienung. 5088

Taunusstrasse 2. P. A. Stoss,

Telefon 227.

Artikel zur Krankenpflege.